

Wolfgang Barz

# Das Problem der Intentionalität

mentis  
PADERBORN

Gedruckt mit Hilfe der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung  
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

Einbandabbildung: Friedrich Overbeck, Bildnis der Vittoria Caldoni (um 1821)

#### Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier ISO 9706

© 2004 mentis Verlag GmbH  
Schulze-Delitzsch-Str. 19, D-33100 Paderborn  
[www.mentis.de](http://www.mentis.de)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne  
vorherige Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany  
Einbandgestaltung: Anna Braungart, Regensburg  
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten  
ISBN 3-89785-178-4

974 3

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	11
1 Einleitung	14
2 Was ist Intentionalität?	23
2.1 Physische und psychische Phänomene	24
2.2 Gegenständliches Enthaltensein	27
2.3 Intentionales gegenständliches Enthaltensein	30
2.4 Intentionales gegenständliches Enthaltensein und das Schließen auf Existenz	33
2.5 Das Außersein des reinen Gegenstandes	35
2.6 Andere Arten intentionaler Gegenstände	39
2.7 Husserls Vorbehalt gegen die Selbstbeobachtung	43
2.8 Intentionalität als Begriffseigenschaft	45
2.9 Intentionalität und alethische Modalitäten	47
2.10 Intentionalität und Bewußtsein	50
2.11 Der Doppelsinn des Ausdrucks „intentionaler Zustand“	57
3 Das Prinzip der Substitution	60
3.1 Eine formal-ontologische Welthypothese	62
3.2 Attribute und die Identität von Gegenständen	65
3.3 Der Übergang von formaler Ontologie zu logischer Analyse	71
3.4 Grundzüge der logischen Analyse	73
3.5 Syntaktische Typen und semantische Werte	78
3.6 Syntaktische Typen und semantische Werte – Fortsetzung	84
3.7 Zwei Deutungsmuster für formal-ontologische Aussagen	87
4 Quine, Carnap, Church	92
4.1 Quine I: Referentiell undurchlässige Positionen	95
4.2 Quine II: Referentielle Undurchlässigkeit und Einstellungsberichte	99
4.3 Eine Lösung für das Problem der Intentionalität?	101
4.4 Das Problem der verbotenen Quantifikation	104
4.5 Carnap I: Gebrauch und Erwähnung	111

4.6	Carnap II: Die Idee des quasi-syntaktischen Attributs	114
4.7	Carnap III: Auf der Suche nach einem syntaktischen Korrelat	117
4.8	Vertiefung von Carnaps Analyse	120
4.9	Der Church-Langford-Übersetzungstest	123
4.10	Was sind intensionale Entitäten?	127
4.11	Intensionale Entitäten in Aktion	135
4.12	Das Problem der Hyperintensionalität	139
4.13	Russells Theorie der Kennzeichnungen – eine Alternative?	142
5	Klassische Propositionalitätskritik	148
5.1	Mates' Problem	149
5.2	Burge mischt sich ein	152
5.3	Konventioneller und psychologischer Gehalt	154
5.4	Von Erstklässlern und Hunden	159
5.5	Intensionale Objekte und die Materialität von Gegenständen	163
5.6	Reproduziert der Rekurs auf Intensionen das Problem der Intentionalität?	168
5.7	Das Fassen einer Intension	171
5.8	Übersetzungsunbestimmtheit	176
5.9	Übersetzungsunbestimmtheit unter einem pragmatischen Blickwinkel	179
6	Direktreferentialismus	184
6.1	Drei Arten der <i>De re/de dicto</i> -Unterscheidung	187
6.2	Attributiv versus referentiell	191
6.3	<i>De-re</i> -Einstellungen	193
6.4	Ist es möglich, <i>De-re</i> -Einstellungen als Relationen zu homogenen Propositionen zu rekonstruieren?	196
6.5	Kontextrelativität und Starrheit	200
6.6	Die Intension eines indexikalischen Ausdrucks: Individuenbegriff oder Einzelding?	204
6.7	Hybride Propositionen und die Grundidee der Propositionalitätsthese	208
6.8	Castañedas Argument	210
6.9	Das repräsentationalistische Bild des Geistes und die Propositionalitätsthese	213
6.10	Direktreferentialismus und Anti-Repräsentationalismus	216
6.11	Putnams „Twin-Earth“-Gedankenexperiment	219
6.12	Mentaler Gehalt im Lichte des „Twin-Earth“-Gedankenexperiments	221

6.13	Der Internalismus, die klassische Propositionalitätsthese und die Geist-Gehirn-Identitätsthese	225
6.14	Perrys Problem	229
6.15	Gegebenheitsweise und Charakter	233
6.16	Probleme mit Eigennamen	237
6.17	Die Kontextrelativität von Eigennamen	240
6.18	Wie ein und derselbe Eigename zwei verschiedene Charaktere haben kann	243
7	Naturalisierung der Intentionalität?	246
7.1	Intentionalität als Bestandteil des Leib-Seele-Problems	249
7.2	Gibt es eine <i>Prima-facie</i> -Evidenz für die These, daß sich kein rein physikalisches System in Zuständen befinden kann, die Intentionalität haben?	253
7.3	Zwei denkbare Reaktionen	256
7.4	Die Grundannahmen des Naturalisierungsprojekts	260
7.5	Dretskes Verständnis von Intentionalität und der Begriff der Information	262
7.6	Das Exklusivitätsproblem und die Unterscheidung zwischen analoger und digitaler Repräsentation	266
7.7	Interne Schwierigkeiten für Dretskes Ansatz	269
7.8	Der unbefriedigende Charakter von Dretskes Naturalisierungsversuch	274
7.9	„Ultimative Analyse“ der Intentionalität?	277
7.10	Gründe für das „Scheitern“ des Naturalisierungsprojekts	281
7.11	Ist die Propositionalitätsthese kommentarbedürftig?	286
7.12	Was heißt es, eine Proposition zu fassen?	290
	Literaturverzeichnis	297
	Register	306

## KAPITEL I

### EINLEITUNG

Intentionalität – so heißt es oft – sei die Eigenschaft des Geistes, sich auf Gegenstände in der Welt beziehen zu können. Intentionalität sei für unser mentales Leben daher ebenso wichtig wie sinnliches Bewußtsein. „Die Welt“, so könnte man diesen Gedanken näher ausführen, „wäre für uns wahrnehmungsmäßig nicht da, wenn wir kein sinnliches Bewußtsein besäßen; in genau demselben Sinne bliebe die Welt unseren Überzeugungen, Wünschen und Hoffnungen verschlossen, wenn unser Geist über keinerlei Intentionalität verfügen würde.“ Diese Auffassung ist vor allem von Philosophen vertreten worden, die sich an den Überlegungen der frühen Phänomenologen orientiert haben. Die Worte, mit denen Franz Brentano, Alexius Meinong und Edmund Husserl Intentionalität beschreiben, suggerieren, daß es sich bei ihr um eine besondere, dem menschlichen Geist eigentümliche Eigenschaft handle. So heißt es bei Herbert Spiegelberg etwa:

Hier beginnt der Einbruch eines ganz Neuen in die Welt. Totes Sein erhebt sich aus der Befangenheit in sich selbst und greift über sich hinaus. Das bedeutet einen Wendepunkt im kosmischen Geschehen.<sup>1</sup>

Allerdings stoßen wir auf diesen Gedanken nicht nur im Umkreis orthodoxer Phänomenologen. Die Auffassung, Intentionalität sei ein charakteristisches Merkmal des Geistes, kann man auch bei Autoren antreffen, die in der Tradition der analytischen Philosophie arbeiten. Ein gutes Beispiel ist Robert Stalnaker:

Some things [...] are said to represent, or be about, or be directed at other things. Intentional relations are relations that hold between such things and what they represent, or are directed at. Intentional relations seem to be distinctively mental; to the extent that inanimate objects such as names or maps have intentional properties, these properties seem to derive from the intentional properties of the thinkers and agents who create or use the objects.<sup>2</sup>

Vor dem Hintergrund dieser oder ähnlicher Auffassungen glauben viele Philosophen, daß die Intentionalität einen wesentlichen Anteil an der Entstehung des Leib-Seele-Problems habe. In diesem Sinne hören wir von Stalnaker:

---

<sup>1</sup> Spiegelberg (1936), zitiert nach Chisholm (1967b), S. 55.

<sup>2</sup> Stalnaker (1994), S. 561 f.

For various familiar reasons, intentional or representational relations seem unlike the relations holding between things and events in the natural world [...] Some philosophers have used these distinctive features of intentional relations to argue that they are irreducible to natural relations. From this conclusion it is argued that mental phenomena cannot be a species of natural phenomena. Any account of thinking things as natural objects in the material world, these philosophers argue, is bound to leave something out. The challenge presented to the philosopher who wants to regard human beings and mental phenomena as part of the natural order is to explain intentional relations in naturalistic terms.<sup>3</sup>

Ich glaube nicht nur, daß das Bild der Intentionalität, das hier vermittelt wird, irreführend ist, sondern auch, daß die Beschreibung des Problems, das durch die Intentionalität verursacht wird, falsch ist: Intentionalität ist *keine* unserem Geiste innewohnende Kraft, die unser mentales Leben auf Gegenstände in der Welt ausrichtet; das Problem, das die Intentionalität erzeugt, besteht daher *nicht* darin, daß sie sich der Integration in ein naturalistisches Weltbild zu widersetzen scheint.

Die Gründe, die mich bewogen haben, die traditionelle Auffassung von Intentionalität in Frage zu stellen, liegen in der Beobachtung, daß sich Brentanos Lehre von der „intentionalen Inexistenz“, Meinongs These vom „Außersein des reinen Gegenstandes“ und Husserls Vorbehalte gegen die gewöhnliche Introspektion zu einem einheitlichen Gesamtbild fügen, wenn wir annehmen, daß alle drei Philosophen – wenn sie von Intentionalität-mit-einem-t redeten – in Wirklichkeit von Intensionalität-mit-einem-s sprachen. Wir können dann *verstehen*, was Brentano meinte, als er sagte, daß bestimmte mentale Zustände Gegenstände enthalten, denen keine Realität zukomme; wir können dann *nachvollziehen*, wie Meinong zu der Auffassung gelangte, daß der „reine“ Gegenstand „jenseits von Sein und Nicht-Sein“ stehe; und wir können dann *einsehen*, warum Husserl die herkömmliche Selbstbeobachtung als Methode seiner Phänomenologie ablehnte.<sup>4</sup> Das **zweite Kapitel** wird deshalb der Herausarbeitung und Verteidigung der folgenden These gewidmet sein:

- Etwas (ein Gegenstand, ein Ereignis, ein Zustand, ein Sachverhalt usw.) ist genau dann intentional bzw. hat genau dann Intentionalität, wenn es mit Hilfe eines Satzes beschrieben wird, der in bezug auf mindestens einen Teilausdruck intensional ist.

<sup>3</sup> Stalnaker (1984), S. 6.

<sup>4</sup> Der Gedanke, daß wir viele phänomenologische Einsichten besser verstehen können, wenn wir sie als Beschreibungen bzw. Erklärungen des sprachlichen Phänomens der Intensionalität auffassen, ist nicht neu. Vgl. etwa Føllesdal (1969); sowie Smith/McIntyre (1982).

Wenn wir Intentionalität-mit-einem-t in diesem Sinne als objektsprachliches Pendant von Intensionalität-mit-einem-s auffassen, ist klar, daß sie keinen Anteil an der Entstehung des Leib-Seele-Problems hat. Denn sie kann nun nicht mehr als exklusives Merkmal des Geistes gelten: Logischen und empirischen Modalitäten kommt sie dann nämlich in genau demselben Sinne zu wie Überzeugungen, Hoffnungen, Wünschen und anderen mentalen Zuständen. Denn auch logische und empirische Modalitäten werden mit Hilfe von Sätzen beschrieben, die im Hinblick auf mindestens einen Teilausdruck intensional sind. Intentionalität entzieht sich also nicht länger der Integration in ein naturalistisches Weltbild. Im Gegenteil: Intentionalität scheint eine Eigenschaft zu sein, die wir *an fast jeder Ecke des Universums* antreffen können. Fred Dretske hat diese Einsicht so formuliert:

[I]ntentionality, rather than being a 'mark of the mental', is a pervasive feature of *all* reality – mental and physical.<sup>5</sup>

Man könnte aus diesen Bemerkungen herauslesen, ich wolle behaupten, die Intentionalität mentaler Zustände stelle gar keine philosophische Herausforderung dar. Das wäre ein Mißverständnis. Ich behaupte lediglich, daß es falsch ist, Intentionalität als einen Faktor zu begreifen, der zur Entstehung des Leib-Seele-Problems beiträgt. Meine eigene Version des Problems der Intentionalität werde ich im **dritten Kapitel** entwickeln. Ich vertrete die These, daß Intentionalität problematisch ist, weil sie den *Grundsatz von der Ununterscheidbarkeit des Identischen* in Frage stellt – nicht den *Glauben an ein durch und durch materielles Universum*. Wie komme ich zu dieser Einschätzung?

Intentionalität zu haben, bedeutet, eine Beschreibung aufzuweisen, die im Hinblick auf mindestens einen Teilausdruck intensional ist; daß eine Beschreibung im Hinblick auf mindestens einen Teilausdruck intensional ist, bedeutet, daß sie Singulärterme, Prädikatausdrücke oder Sätze enthält, die sich nicht gegen andere Ausdrücke mit derselben Extension ersetzen lassen, ohne möglicherweise die Wahrheit des Gesamtzusammenhangs in Mitleidenschaft zu ziehen; wenn sich ein Singulärterm, ein Prädikatausdruck oder ein Satz nicht gegen einen anderen Ausdruck mit derselben Extension austauschen läßt, ohne die Wahrheit des Gesamtzusammenhangs zu gefährden, so scheint ein *Verstoß gegen das Prinzip der Substitution* vorzuliegen. Dieses Prinzip besagt, daß Ausdrücke, die sich auf ein und denselben Gegenstand beziehen, in jedem sprachlichen Kontext *salva veritate* gegeneinander ausgetauscht werden können.

Das Prinzip der Substitution genießt im allgemeinen ein hohes Ansehen. Denn es verkörpert den Grundsatz, daß sich zwei Gegenstände, die miteinander identisch sind, in jeder Hinsicht gleichen. Wenn nun intentional zu

<sup>5</sup> Dretske (1980), S. 285.



sein, bedeutet, eine Beschreibung aufzuweisen, die gegen das Prinzip der Substitution zu verstoßen scheint, so stellt die Tatsache, daß einige mentale Zustände Intentionalität haben, automatisch eine Herausforderung für den Grundsatz von der Ununterscheidbarkeit des Identischen dar.

Das Problem, das ich im Auge habe, läßt sich gut anhand einer Variation von Freges berühmtem Morgenstern/Abendstern-Beispiel verdeutlichen: Nehmen wir an, daß die Babylonier glaubten, daß der Morgenstern manchmal am Morgenhimmel leuchtet; da die Babylonier nicht wußten, daß der Abendstern mit dem Morgenstern identisch ist, wollen wir ferner annehmen, daß die Babylonier *nicht* glaubten, daß der Abendstern manchmal am Morgenhimmel leuchtet. In dieser Situation scheinen wir zu der merkwürdigen Behauptung gezwungen zu werden, daß auf ein und denselben Gegenstand – nämlich die Venus – die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, das manchmal am Morgenhimmel leuchtet, sowohl zutrifft als auch nicht zutrifft. Diese Behauptung kollidiert nun jedoch mit unserer Intuition, daß ein und derselbe Gegenstand eine Eigenschaft, die er hat, nicht zugleich nicht haben kann. Mit anderen Worten: Der Umstand, daß die Babylonier im Hinblick auf den Morgenstern etwas glaubten, was sie dem Abendstern absprachen, scheint den Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu widerlegen.

Natürlich können wir diese „Widerlegung“ nicht akzeptieren. Denn der Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen spielt eine so fundamentale Rolle für unser Denken, daß es schwerwiegende Folgen hätte, wenn wir ihn aufgeben würden. *Die philosophische Herausforderung besteht also darin, die Tatsache der Intentionalität mit dem Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu versöhnen.*

Ich werde mich dieser Aufgabe im **vierten Kapitel** zuwenden, indem ich eine Debatte aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts rekonstruiere, an der sich Willard V. O. Quine, Rudolf Carnap und Alonzo Church beteiligt haben. Der Streit zwischen diesen Philosophen entzündete sich an der Frage nach der *logischen Form* von Modalaussagen und Aussagen, in denen Personen Überzeugungen zugeschrieben werden. Dieser Streit kann als muster-gültiges Beispiel für das Ringen um eine Lösung des Problems der Intentionalität gelten. Denn wir können die Beiträge der drei Kontrahenten als Vorschläge zur Versöhnung der Intentionalität mit dem Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen auffassen.

Quine regt an, die innerhalb eines „Daß“-Satzes vorkommenden Ausdrücke in Aussagen wie

- (1) Die Babylonier glaubten, daß der Morgenstern manchmal am Morgenhimmel leuchtet

als Silben eines syntaktisch komplexen, in semantischer Hinsicht jedoch monadischen Prädikates aufzufassen, das auf die Babylonier zutrifft. Durch

diesen Schachzug verliert der Ausdruck „der Morgenstern“ in (1) den Charakter einer Bezeichnung für die Venus. Wir können deshalb nicht mehr zu der – für den Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen gefährlichen – Behauptung gezwungen werden, daß auf ein und denselben Gegenstand – nämlich die Venus – die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, das manchmal am Morgenhimmel leuchtet, sowohl zutrifft als auch nicht zutrifft. Denn die Formulierung

(2) Die Babylonier glaubten, daß  $x$  manchmal am Morgenhimmel leuchtet

drücke, so Quine, keine *Eigenschaft* aus. Es handle sich vielmehr um einen unvollständigen Satz, in dem die Silbe eines Prädikates durch den Buchstaben „ $x$ “ ersetzt worden sei – ähnlich wie in

Herbert textfoniert.

Carnap bietet uns eine andere Lösung an. Er hält eine Formulierung wie (2) durchaus für einen offenen Satz, der eine Eigenschaft ausdrückt. Allerdings treffe diese Eigenschaft – bei genauerem Hinsehen – nicht auf gewöhnliche Dinge wie die Venus zu, sondern auf *Bezeichnungen* dieser Dinge, wie z. B. „der Morgenstern“ oder „der Abendstern“. Carnaps Auskunft hat denselben Vorteil wie diejenige Quines: Wir können nun nicht mehr zu der beunruhigenden Behauptung gezwungen werden, daß auf ein und denselben Gegenstand – nämlich die Venus – die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, das manchmal am Morgenhimmel leuchtet, sowohl zutrifft als auch nicht zutrifft. Denn der Gegenstand, dem in (1) diese Eigenschaft zugeschrieben wird, ist nicht *derselbe* Gegenstand wie derjenige, dem in (3) diese Eigenschaft abgesprochen wird:

(3) Es ist nicht der Fall, daß die Babylonier glaubten, daß der Abendstern manchmal am Morgenhimmel leuchtet.

Im einen Fall handelt es sich um den Ausdruck „der Morgenstern“ und im anderen Fall um den Ausdruck „der Abendstern“. Der Grundsatz der Ununterscheidbarkeit des Identischen werde demnach, so Carnap, durch die Tatsache, daß die Babylonier im Hinblick auf den Morgenstern etwas glaubten, was sie dem Abendstern absprachen, gar nicht verletzt.

Churchs Lösung weist Parallelen zu Carnaps Vorschlag auf. Auch Church würde sagen, daß der Gegenstand, dem in (1) die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, das manchmal am Morgenhimmel leuchtet, zugeschrieben wird, nicht *derselbe* Gegenstand ist wie derjenige, dem in (3) diese Eigenschaft abgesprochen wird. Church und Carnap unterscheiden sich jedoch im Hinblick auf die Frage nach der Natur der Gegenstände, auf die die durch offene Sätze wie (2) ausgedrückten Eigen-

schaften zutreffen. Während Carnap meint, daß es sich dabei um *sprachliche Ausdrücke* handle, vertritt Church, unter Berufung auf Gottlob Frege, die Auffassung, daß wir es hier mit *intensionalen Objekten* zu tun hätten: In (1) werde die Eigenschaft, von den Babyloniern für etwas gehalten zu werden, das manchmal am Morgenhimmel leuchtet, dem Individuenbegriff von „der Morgenstern“ zugeschrieben; in (2) werde dieselbe Eigenschaft dem Individuenbegriff von „der Abendstern“ abgesprochen.

Die Frege-Church-Strategie läßt sich auch auf Prädikate und Sätze übertragen, die sich im „Daß“-Nebensatz eines Überzeugungsberichts befinden. In demselben Sinne, in dem Singularterme dort nicht für Einzeldinge, sondern für Individuenbegriffe stünden, so Church, bezögen sich Prädikate und Sätze an dieser Stelle nicht auf Klassen bzw. Wahrheitswerte, sondern auf Attribute bzw. Komplexe aus Individuenbegriffen und Attributen – sogenannten *Propositionen*. Auf diese Weise gelangt man zu der Auskunft, daß Aussagen des Typs „ $f$  glaubt, daß  $a$   $P$  ist“ Relationen zwischen Personen und Propositionen zum Ausdruck bringen – oder kurz: daß Überzeugungen Relationen zwischen Personen und Propositionen darstellen. Diese, von mir als *Propositionalitätsthese* bezeichnete Auskunft, scheint eine vielversprechende Lösung für das Problem der Intentionalität bereitzustellen. Zumindest ist sie mit weniger Nachteilen behaftet als die mit ihr konkurrierenden Vorschläge Quines und Carnaps.

Um die Haltbarkeit der Propositionalitätsthese zu prüfen, werde ich sie im **fünften Kapitel** mit einer ersten Batterie von Einwänden konfrontieren, die ich als „klassische Propositionalitätskritik“ bezeichne. Dazu zähle ich den ursprünglich von Benson Mates formulierten und von Tyler Burge wieder aufgegriffenen Einwand, daß uns die Propositionalitätsthese auf unplausible Rationalitätsannahmen verpflichte. Eine weitere „klassische“ Form der Kritik an der Propositionalitätsthese stellt Quines Intensionsskepsis dar, mit der ich mich im zweiten Teil dieses Kapitels auseinandersetzen werde. Das Resultat meiner Überlegungen wird darin bestehen, daß Mates', Burges und Quines Argumente der Propositionalitätsthese nichts anhaben können.

Im Mittelpunkt des **sechsten Kapitels** wird die Frage stehen, ob die Theorie des *Direktreferentialismus* uns dazu zwingt, die Propositionalitätsthese fallen zu lassen. Dem Direktreferentialismus zufolge fällt die Intension sogenannter direktreferentieller Ausdrücke mit ihrer Extension zusammen. Es scheint daher nicht richtig zu sein, Aussagen der Form

$f$  glaubt, daß  $a$   $P$  ist

als Ausdruck einer Relation zwischen einer Person und einer Proposition zu deuten, sofern es sich bei „ $a$ “ um einen direktreferentiellen Singularterm handelt.

Ich glaube zwar, daß der Direktreferentialismus wahr ist, ich glaube jedoch nicht, daß er eine Gefahr für die Propositionalitätsthese darstellt. Denn die Behauptung, daß eine Aussage der Form „*S* glaubt, daß *a P* ist“ keine Relation zwischen einer Person und einer Proposition zum Ausdruck bringen kann, sofern es sich bei „*a*“ um einen direktreferentiellen Singulärterm handelt, setzt voraus, daß etwas nur dann eine Proposition sein kann, wenn es ausschließlich aus intensionalen Komponenten besteht. Warum sollte das so sein? Ich werde deshalb unter Berufung auf David Kaplan für die Einführung von *hybriden Propositionen* plädieren, die sich teils aus intensionalen, teils aus extensionalen Bestandteilen zusammensetzen.

Dieser Schachzug provoziert eine Reihe von Fragen. Manche Philosophen vertreten die Auffassung, daß wir uns *nicht direkt* auf Dinge in der Welt beziehen können, sondern nur *vermittels* geistiger Repräsentationen. Die Auffassung, daß einige Aussagen der Form „*S* glaubt, daß *a P* ist“ Relationen zwischen Personen und hybriden Propositionen zum Ausdruck bringen, scheint dieses Bild des menschlichen Geistes zu konterkarieren. Viele Anhänger des Repräsentationalismus lehnen den Rekurs auf hybride Propositionen daher ab.

Die Einführung hybrider Propositionen hat jedoch noch in einer anderen Hinsicht für Unruhe gesorgt. Viele Philosophen glauben, daß mentale Zustände mit körperlichen Zuständen von Personen identisch sind. Die Auffassung, daß einige Sätze der Form „*S* glaubt, daß *a P* ist“ Relationen zwischen Personen und hybriden Propositionen zum Ausdruck bringen, scheint auch mit dieser Idee unvereinbar zu sein. Denn die Identität hybrider Propositionen hängt teilweise von Einzeldingen ab – und die befinden sich normalerweise außerhalb des Körpers einer Person. Die Geist-Gehirn-Identitätsthese, so folgerter man, könne somit nicht wahr sein.

Ich glaube, daß Philosophen, die sich über diese Fragen den Kopf zerbrechen, einiges durcheinanderbringen. Die These, daß Aussagen des Typs „*S* glaubt, daß *a P* ist“ Relationen zwischen Personen und hybriden Propositionen zum Ausdruck bringen, sofern es sich bei „*a*“ um einen direktreferentiellen Singulärterm handelt, ist eine These über die *logische Form* entsprechender Aussagen. Sie nimmt eine Deutung des Beitrages vor, den der „Daß“-Nebensatz zur Wahrheit der Aussage „*S* glaubt, daß *a P* ist“ leistet. Eine solche These hat keinerlei Implikationen im Hinblick auf die *Instantiierung* der beschriebenen Überzeugung. Sie besagt nichts über das, was in einem Subjekt passiert, welches die entsprechende Überzeugung hat. Der Rekurs auf hybride Propositionen ist demnach, entgegen den Befürchtungen vieler Philosophen, sowohl mit einer repräsentationalistischen Theorie des Geistes als auch mit der Geist-Gehirn-Identitätsthese vereinbar.

Im zweiten Teil des fünften Kapitels werde ich ein Argument gegen hybride Propositionen untersuchen, das sich *nicht* durch die Unterscheidung zwischen der logischen Form einer Beschreibung und der Instantiierungs-

weise des beschriebenen Zustandes entschärfen läßt. Nehmen wir an, daß eine Person *S* glaubt, daß *a* *P* ist, ohne zu glauben, daß *b* *P* ist, obwohl es sich bei „*a*“ und „*b*“ um direktreferentielle Singulärterme mit derselben Extension handelt. Als paradigmatisches Beispiel gilt der Fall, in dem eine Person etwas über sich glaubt, ohne zu wissen, daß *sie* es ist, von der ihre Überzeugung handelt. Es mag in diesem Sinne vorkommen, daß Markus glaubt, der Typ, den er im Spiegel sieht, habe einen Fleck auf der Hose, ohne daß er glaubt, daß *er* einen Fleck auf der Hose habe – obwohl Markus *sich selbst* im Spiegel sieht. In diesem Fall würde (4) wahr sein, (5) jedoch falsch:

- (4) Markus glaubt, daß der Typ, den er im Spiegel sieht, einen Fleck auf der Hose hat
- (5) Markus glaubt, daß er einen Fleck auf der Hose hat.

Wenn wir die logische Form dieser beiden Sätze nun – wie es unsere direkt-referentialistischen Intuitionen verlangen – unter Rekurs auf hybride Propositionen beschreiben, haben wir keine Erklärung dafür, daß (4) wahr und (5) falsch ist. Denn beide Aussagen setzen Markus in Beziehung zu *ein und derselben* hybriden Proposition.

Ich löse dieses Problem dadurch, daß ich mir David Kaplans Unterscheidung zwischen dem *Gehalt* und dem *Charakter* eines indexikalischen Ausdrucks zu eigen mache. Diese Strategie ist, zugegeben, nicht sehr originell. Neu ist, daß ich sie nicht nur im Zusammenhang mit Beispielen verwende, in denen *indexikalische Ausdrücke* eine tragende Rolle spielen, sondern auch auf Beispiele übertrage, in denen *Eigennamen* vorkommen.

Im **siebten Kapitel** werde ich mich der Frage zuwenden, ob das Projekt der Naturalisierung der Intentionalität ein sinnvolles Unternehmen ist. Ich werde diese Frage verneinen. Diese pessimistische Haltung scheint schlecht zu meiner oben bekundeten Sympathie für Fred Dretskes Panintentionalismus zu passen: „Warum“, so könnte man fragen, „glaubst du auf der einen Seite, daß die Naturalisierung der Intentionalität zum Scheitern verurteilt ist, wenn du auf der anderen Seite mit Dretske darin übereinstimmst, daß wir Intentionalität an fast jeder Ecke des Universums antreffen können?“

Intentionalität zu haben, bedeutet, eine Beschreibung aufzuweisen, die mindestens einen Teilausdruck enthält, der sich nicht *salva veritate* gegen einen anderen Ausdruck mit derselben Extension austauschen läßt. Intentionalität zu haben, bedeutet demnach, eine Beschreibung aufzuweisen, die ein *charakteristisches Folgerungspotential* hat. Intentionalität zu naturalisieren, würde also heißen, nach den physikalischen Faktoren zu suchen, die dafür verantwortlich sind, daß gewisse Beschreibungen das Folgerungspotential haben, das sie haben. Ist das eine gute Idee?